

Von Solothurner Kirchen, Kapellen und Klöstern

Autor(en): **Loertscher, G.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum**

Band (Jahr): **42 (1964)**

Heft 2

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1032001>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von Solothurner Kirchen, Kapellen und Klöstern

Gotthelf lässt Anne Bäbi in seinem Roman bei einer Fahrt zum Markt nach Solothurn sagen: «Es sei doch kurios, dass so nahe beieinander alles so anders sei, sogar d Chust; es muess neue e kuriose Wese sy mit dem Katholische; es chönn si neue nüt druf verstah.» Dass der so noble Charakter Gotthelf dem Anne Bäbi diese hämischen Worte in den Mund legte, war offensichtlich zeitbedingt: Sonderbund mit Jesuitenfrage hier, nüchtern liberaler Protestantismus auf der andern Seite.

Aber etwas hat es schon auf sich mit dem katholischen Fluidum in der Stadt Solothurn, auch heute noch, da sie (vor allem wegen der bernischen Zuwanderung) mehrheitlich protestantisch geworden ist. Noch genau erinnere ich mich, wie ich als junger Kantonsschüler erstmals nach Solothurn kam und vermeinte, es liege ein feiner Weihrauchduft über dieser «goldenen Märchenstadt», geheimnisvoll und wunderbar. Und diese Faszination hat mich, obwohl Berner und Protestant, nie mehr verlassen; sie hat mich nach langen Umwegen in zehn Lehr- und Wanderjahren zurück in die Stadt gezogen.

Es gibt Orte, bei denen das Gewicht der Vergangenheit so drückend, so verpflichtend ist, dass die Zeit für sie stille stand und sie zum Museum geworden sind. Solothurn jedoch vermag das geistige und sichtbare Erbe seiner langen Geschichte mit zeitnahester Gegenwart zu verbinden. Das scheint es auch, was die Besucher so verblüfft und begeistert: die Präsenz einer grossen Vergangenheit in einer sprudelnd lebendigen Stadt.

Obwohl das Patriziat des Ancien Régime Spuren hinterlassen hat, wie nur in wenig andern Orten, dominiert im Stadtbild Solothurns eindeutig die kirchliche Vergangenheit. Das ist auch nicht verwunderlich, wenn man weiss, welche Rolle das Christentum in der Stadt gespielt hat. Es scheint festzustehen, dass das antike Salodurum nur dank dem Christentum alle Stürme der Völkerwanderung überlebt hat.

Vom Martyrium der Thebäer Urs und Viktor besitzen wir ausser der Legende wenig konkrete Anhaltspunkte. Sie erzählt, dass die thebäischen Anführer Urs und Viktor und ihre zum Christentum bekehrten Soldaten ums Jahr 300 nach der Enthauptung bei der heutigen *Dreibeinskreuzkapelle* an der Aare oberhalb Solothurns von ihren Glaubensbrüdern an der Stelle der *St.-Peterskapelle* beigesetzt wurden. (Vielleicht gelingt es uns, an der bevorstehenden Ausgrabung in der Sakristei dieser Kapelle ein paar feste Tatsachen nachzuweisen.) Nach der Überlieferung wurde diese Stätte von Anfang an verehrt und war Ausgangspunkt für eine religiöse Gemeinschaft mit klösterlichem Charakter, woraus später das Chorherrenstift erwuchs. Die Legende berichtet aber auch von der heiligen Verena, einer Verwandten von Mauritius und Viktor. Sie besuchte nach Agaunum (jetzt St. Maurice) auch Solothurn und lebte lange Jahre zurückgezogen in einer Klause in der nach ihr benannten Schlucht und verrichtete Werke christlicher Nächstenliebe. Auch in der *Einsiedelei St. Verena* soll seit damals das Ewige Licht nie erloschen sein. Das Chörlein der dortigen *St.-Martinskapelle* reicht tatsächlich mindestens ins Hochmittelalter zurück.

Schon früh vernehmen wir von *St. Stephan*, dem Gotteshaus, welches auf dem ehemaligen römischen Tempelplatz am obern Bogen des Castrums als Leutkirche errichtet wurde. Sie diente im hochburgundischen Reich (888 bis 1032) als Pfalzkapelle; vier Könige wurden darin gekrönt.

Nach der Überlieferung liess die berühmte Königin Bertha auf dem Hügel über der Aare, ebenfalls an der Stelle eines römischen Tempels, für die Stiftsherren eine neue Kirche bauen. Sie war allerdings erst nach der Jahrtausendwende fertig. Nach Analogien muss sie im Stil der lombardisch-burgundischen Dreiapsiden-Basiliken ohne Querschiff erstellt und wie Schönenwerd und Moutier-Grandval mit einem Westwerk versehen worden sein. Dieser im 13.

Jahrhundert noch erweiterte Kirchenbau ist, wie alle früheren, in seiner Form und Grösse für uns nicht fassbar, da er beim Erdbeben 1356 einstürzte.

Auch die *erste Kirche der Franziskaner*, die 1280 in Solothurn einzogen, kennen wir weder aus Beschreibungen noch aus Abbildungen. Sicher aber war es eine einfache Bettelordenskirche, mit schmalem, hochstrebendem Chor und einer breiten «Predigtscheune» als Schiff. Der jetzige Chor aus dem zweiten Viertel des 15. Jahrhunderts scheint sich eng an die ursprüngliche Form anzulehnen, wogegen das im 17. Jahrhundert erneuerte Schiff 1822 durch den Einbau schwerer jonischer Säulen zu einer Scheinbasilika umgewandelt wurde.

Bereits im 13. Jahrhundert, mit dem Spital selber, scheint auch die *Spitalkirche* in der Vorstadt entstanden zu sein. Dieses Gotteshaus wurde ebenfalls umgebaut und zur Zeit des Régence, nach einem Brand, durch einen Neubau ersetzt. Auch das Pfrundhaus *St. Katharinen* besass sicher seit der frühen Gründung eine eigene Kapelle. Sie wurde Ende des 18. Jahrhunderts durch einen Neubau abgelöst.

Daneben entstand im späten Mittelalter eine Reihe von kleineren Gotteshäusern, die auf Stiftungen von Privaten oder Korporationen zurückgehen. So wird Solothurn am Vorabend der Reformation (wenn man gut zählte und rechtzeitig damit aufhörte) seine 11 Kirchen und Kapellen besessen haben.

Nach dem Glaubenszwist, der dank dem entschlossenen Eingreifen von Schultheiss Wengi ohne Blutvergiessen geschlichtet werden konnte, stagnierte auch in Solothurn das kirchliche Leben, und die Kirchen wurden kaum mehr unterhalten. Das Auftauchen der *Kapuziner*, 1588, und der Bau eines eigenen Klosters war die erste sichtbare Auswirkung der Gegenreformation in Solothurn. Das Kloster war vorerst nur für 12 Insassen gedacht und erhielt eine entsprechend kleine Kirche. Schon eine Generation später mussten Kloster und Kirche erweitert

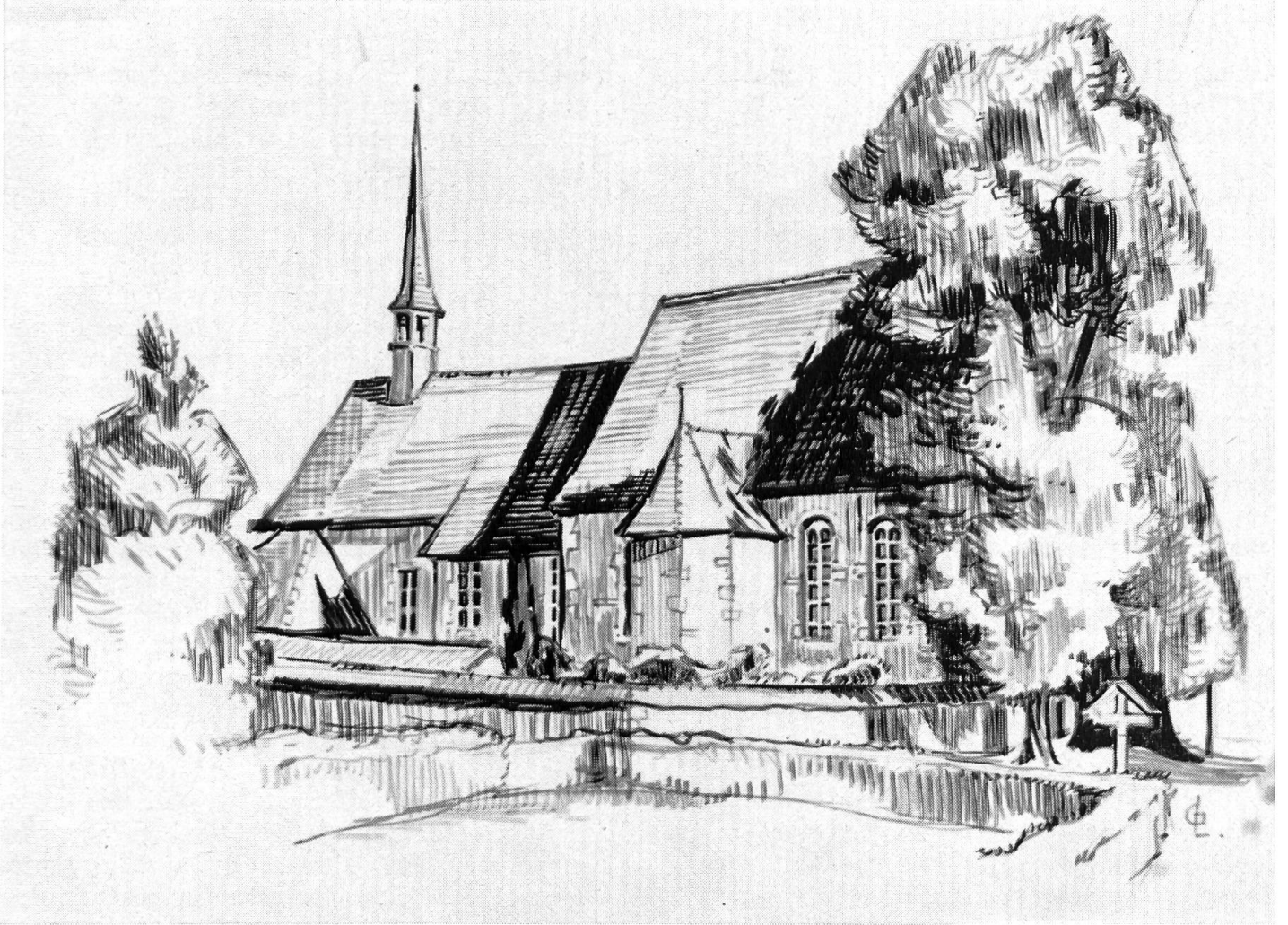
werden — diese durch Verschmelzung des vorderen und hinteren Chores zum neuen Mönchschor, der Umwandlung eines Teils des Schiffes zum Laienchor und durch ein neues Schiff, dem später die Nordkapelle angefügt wurde. Die Aufeinanderfolge dieser Baukörper, der spitze Glockenträger und die hohen Linden beim Portal ergeben eine ungemein malerische Gruppe, die nun allerdings durch notwendig gewordene Erweiterungen gefährdet wird. Dem Geist der Gegenreformation entsprechend griffen auch die Kapuziner vorreformatorische Stilelemente wieder auf, am deutlichsten erkennbar in den Kreuzgewölben und in den Bogenfenstern mit Masswerk.

Die seit langem an der St.-Urbangasse ansässigen Beghinen der hintern Samnung, bisher von den Franziskanern betreut, trennten sich zu Beginn des 17. Jahrhunderts in zwei Konvente, welche, wie die Kapuziner, ausserhalb der Stadtmauern ihr eigenes Kloster bauten. 1615 bis 1622 entstand die Anlage von *Nominis Jesu* für die reformierten Kapuzinerinnen, welche sich in Kirche und Konventbau stark an die Konzeption der Kapuziner anlehnt. Auch hier ein dreiseitig geschlossener, gewölbter Chor, Spitzbogenfenster und Masswerk; im Kreuzgang gekoppelte Rundbogenfenster mit tiefen Kehlen; Staffelfenster an der Südseite, wo das riesige Kruzifix von Hans Tussmann hängt. Die reformierten Franziskanerinnen, die Clarissinnen, bauten an der Baselstrasse die geräumige *St.-Josephs-Klosterkirche* mit nördlich daran gerücktem kleinem Konventbau. Das Kloster selbst, das noch mit einer ehemaligen Herberge des 16. Jahrhunderts verwachsen ist, hat bis heute nichts von seinem frühbarocken Charakter verloren. In keinem Gebäude des Kantons hat mich der inbrünstige Atem des frühen Barock so stark und nachhaltig berührt, wie in diesen ergreifend schlichten Räumen des St.-Josefklosters. Und dieses Kloster soll nun, nach einem für die meisten Solothurner unbegreiflichen Ratschluss, einem Neubau weichen.

Dass die Schwestern nicht mehr unter Bedingungen leben möchten, die zehn Generationen zurückliegen, verstehen wir alle, dass aber der hochmoderne Betonbau so nahe an die alten Mauern gerückt wurde, dass man diese zerstören muss, dünkt uns ein Widersinn. Ist dieses Gemäuer doch getränkt mit frommen Gebeten, mit Demut und Opfersinn der Schwestern, die ihr Leben Gott geweiht haben. Und erst die Kirche; sie ist vom heitern Geist des Rokoko verzaubert worden. Die entzückenden Seitenaltäre erinnern an schwungvolle Turmöfen, und die Kanzel in Blau- und Elfenbeintönen an ein Stück köstlicher Fayence. Das klingt so herrlich mit den feinen Stukkaturen zusammen, dass man solch kunstvolle und zugleich liebevolle Musik kaum wiederfindet. Hoffen wir, dass nicht das anonyme Monstrum Verkehr zum Schergen auch für den Abbruch dieses Kleinods erhalten muss . . .

Schultheiss Johann Schwaller, der grosse Wohltäter von Mariastein, liess in Solothurn eine Nachbildung der *Kapelle von Loreto* erbauen. Es ist jene ungemein prägnante, erhöht stehende Kapelle auf dem Feld zwischen Nominis Jesu-, Kapuziner- und Visitantenkloster. Er fügte dem fensterlosen, steilen und gewölbten Raum einen Turm mit Zwiebelkuppel an, unten mit einem Verkündigungsalter. Sehr eindrucklich sind die Kopie des Gnadenbildes von Loreto, die Figuren und sogar die «Küche» der Heiligen Familie. Die Erbauungszeit der Loreto-Kapelle liegt also zwischen der Stiftung des wundervollen Sakramentaltars in der Gnadenkapelle von Mariastein (1645) und dem Bau der Kirche (Schlusstein mit dem Schwallerwappen, 1653).

Schultheiss Schwaller nahm sich wohl den Amtsvorgänger, Schultheiss Johann II. von Roll von Emmenholz, zum Vorbild, der als Ritter des Heiligen Grabes 1642 die *Kapelle, das Kaplanen- und Sigristenhaus zu Kreuzen* oberhalb Solothurns gestiftet hatte. Diese geräumige Kreuzenkapelle — übrigens noch im-



mer in den «spätgotischen» Formen — umschliesst im Chor eine Nachbildung der Grabeskapelle zu Jerusalem, mit der Darstellung des Heiligen Grabes.

In den gleichen Formen wurde zehn Jahre später die *Peterskapelle an der ehrwürdigsten* Stelle Solothurns, auf dem Klosterplatz, erneuert. Sie erhielt einen ausgezeichneten Hochaltar, in ähnlichem Stile wie die Dreibeinskreuz-Kapelle im letzten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts. Gerade um jene Zeit hatte sich die Verehrung der Thebäer wieder stark ausgebreitet, so dass das Bedürfnis entstand, die traditionelle Grabesstätte, aber auch den Ort, wo sie nach der Überlieferung enthauptet wurden, besonders zu verehren. Die *Dreibeinskreuz-Kapelle* an der Aare wurde denn auch vollständig mit Bildern aus der Vita der Stadtheiligen ausgeschmückt. Entzückend ist von innen die achtseitige Chor-turm-Laterne.

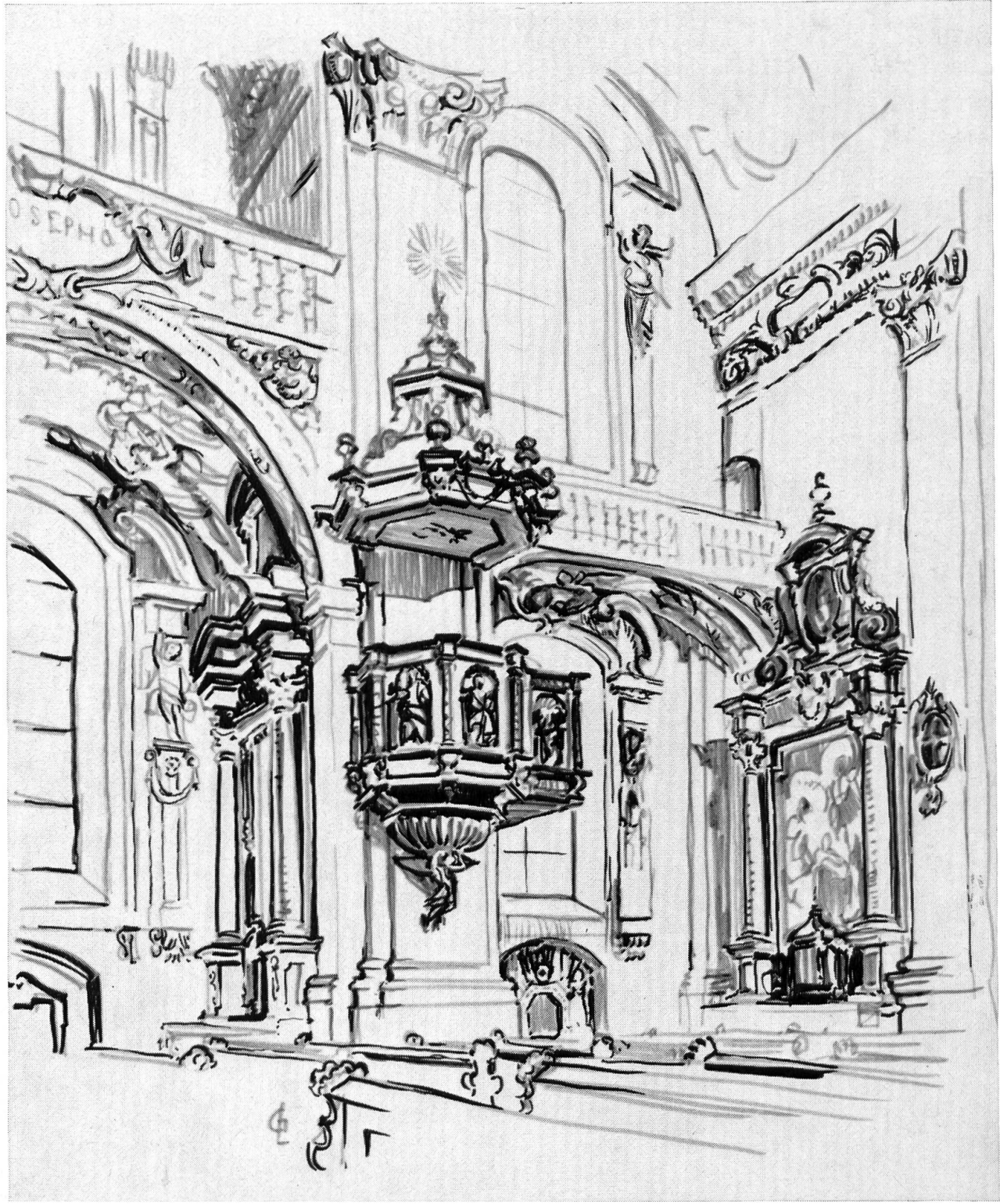
Zuvor, in den 1660iger Jahren, kamen andere wichtige Dinge in Gang. So wurde das *Franziskanerkloster* neu gebaut, mit einem imposanten Mittelrisalit (angelehnt an einen der Rundtürme der hochmittelalterlichen Stadtmauer) und zwei sehr aufwendigen Bogenportalen. Die schwere Kassetten-Decke im Refektorium erhielt ein Bild von der Fürbitte des heiligen Franz für die Stadt Solothurn.

In der *Einsiedelei* gab man der St.-Martinskapelle ihr heutiges Aussehen, mit dem grossen Deckenbild und dem zweiteiligen Figurenaltar. Auch die Felsenkapelle, der heiligen Verena geweiht, nahm die uns so vertrauten Formen mit den toskanischen Bögen an. Ihr Kreuzaltar stammt wohl vom gleichen Heinrich Scharpff, welchem wir den beschwingten Sakramentsaltar in der Mariasteiner Gnadenkapelle verdanken; die ungemein expressiven Begleitfiguren des Heiliggrabes sind jedoch wesentlich jünger.

Das neu erbaute *Kloster der Visitantinnen* im Obach musste 1667 dem Schanzenbau weichen, und erst 1694 war das zweite Kloster westlich

der Loreto-Kapelle fertig. Es umschloss von Anfang an zwei Kreuzgänge mit grossen, halbrunden Fenstern; auch die Kirche, im Gegensatz zu den andern Klosterkirchen, trägt keine gotischen Züge mehr. Es ist eine kreuzförmige Anlage, Chor und Querschiffarme, halbrund geschlossen, der Schwesternchor an der Südseite ans Sanktuarium geschoben. Der Hochaltar wiederholt deutlich die Formen desjenigen von Mariastein. Kunstvoll ist das Chorgitter und manches andere Detail der Ausstattung. Dieses rege kirchliche Leben verdankte Solothurn nicht nur der Gegenwart zahlreicher Ordensleute, sondern vor allem der Tätigkeit der *Jesuiten*, welche 1646 zur Führung einer Lateinschule nach Solothurn berufen wurden. Diese Jesuiten bauten zuerst ein Kollegium, dann ein Theater, das heutige Stadttheater, und zwischen 1680 und 1689, als Krönung die herrliche Kirche. Es ist bis heute nicht gelungen, den Schöpfer dieses grossartigen Bauwerks nachzuweisen, obwohl seit einem Jahrzehnt darüber Nachforschungen angestellt werden. Nun, wesentlicher ist es zu wissen, welchen Rang diese Kirche in kunstgeschichtlicher Beziehung einnimmt. Sie gilt als eine der grossartigsten Raumschöpfungen der Schweiz und als Prototyp der Vorarlberger Bauschule, eines Schemas, das bei den meisten anspruchsvollen Kirchen in den katholischen deutschsprachigen Gebieten zwischen dem 17. und dem 19. Jahrhundert zur Anwendung kam. Was dieser Kirche aber ihre Beschwingtheit und Musikalität verleiht, das ist der Stukkatureschmuck. Auch hier ist man für die Autorenschaft nur auf Vermutungen angewiesen. Über die hervorragende Qualität jedoch sind sich alle einig. Auch die Ausstattung übertrifft alles, was man in Solothurn bisher gewohnt war. Wir erwähnen den Hochaltar mit dem Bild Mariä Himmelfahrt von Franz Carel Stauder, gestiftet von Chorherr Hartmann; die herrliche, von Schultheiss Wagner gestiftete Kanzel und das Grabmal des grossen Wohltäters Johann Viktor von Sury.





Beide Kunstwerke besitzen Figuren von Peter Fröhlicher, welcher durch das Chorgestühl von St. Urban Weltruhm erlangte. Die Fassade der Kirche, nach dem Vorbild des Römer Barock, wurde durch Anhängen seitlicher Flügel, die mit der Kirche selber nichts zu tun haben, erweitert, da sie nur in Schrägansicht mit einem Blick überschaut werden kann. Dadurch wirken ihre Proportionen vom Marktplatz und vom Kronenplatz her durchaus richtig. Sie ist jedoch Königin unter Dienern. Die Fassadenfront ist geschmückt mit monumentalen Statuen von vier Ordensheiligen, und sie trägt in goldenen Lettern eine ähnliche Dankesbezeugung an König Ludwig XIV. wie der Hochaltar von Mariastein. Die grosse Steinstatue auf dem Giebel, so sagt man, halte zwar noch immer Ausschau Richtung Versailles, nach den grosszügig versprochenen Wohltaten . . .

Um die Wende des 18. Jahrhunderts setzten sich zwei Äbte von *St. Urban*, Zur Gilgen und Malachias Glutz, für eine würdige Erneuerung der zu ihrem Absteigequartier gehörenden Kapelle ein. Das wertvollste an der Ausstattung ist die Schnitzarbeit der durchbrochenen, gewundenen Säulen im Altar. Die etwas versteckte, wie die Jesuitenkirche in die Häuserfront gereichte Kapelle gibt noch heute der Gasse ihren Namen.

1734 wurde das alte *Spital* in der Vorstadt mit-samt der Kirche durch einen Brand zerstört. Dem französischen Architekten, Städtebauer und Ingenieur Joseph Abeille wurde die Projektierung des Neubaus übertragen. Er verstand es, die zwischen Gasse und Spital eingezwängte *Kirche* durch geschickte Schweifung von Chor und Tribünen illusionistisch auszuweiten. Die prachtvollen Régencealtäre schuf Joseph Füeg, der Erste seines Faches unter den Solothurnern. Das Bild von der Ausgiessung des heiligen Geistes im Hochaltar scheint ein bedeutendes Werk der Bodenseeschule zu sein. Die Raumstimmung der Spitalkirche lässt sich sehr gut vergleichen mit jener des St.-Josef-klo-

sters, da Stuck und Ausstattung ja aus der gleichen Epoche stammen. Seit der kürzlich abgeschlossenen Restaurierung ist an der Nordwand in der Spitalkirche die grossartig eindrückliche Gruppe der Kreuztragung aufgestellt. Sie wurde vor 500 Jahren vom Bildhauer Hans Tussmann für die Vorhalle der alten St.-Ursenkirche geschaffen und kam zuletzt in die Verenskapelle der Einsiedelei, wo sie in der Feuchtigkeit fast vermoderte.

Zuvor hatte diese seltene, heute vorzüglich restaurierte Skulpturengruppe eine Zeitlang Gastrecht in der *St.-Stephan-Kapelle* erhalten, welche um die Mitte des 18. Jahrhunderts mit einem vorzüglichen Hochaltar das letzte bedeutende Ausstattungsstück erhalten hatte. 1835 wurde sie den Reformierten übergeben, und, als diese einige Jahrzehnte später eine eigene Kirche bauten, weiter profaniert und um 1887 verstümmelt. So endete die älteste Leutkirche Solothurns, worin einst Könige gekrönt worden waren.

Schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts entstanden Projekte für den Bau einer neuen Stiftskirche. *St. Ursen*, nach dem Basler Erdbeben von 1356 neu erstanden und seither oft umgebaut, war ein formloses Monstrum geworden, mit einem ebenso plumpen Turm, dem Wendelstein. Doch war sowohl das Projekt des berühmten Baumeisters Franz Beer wie des Einsiedler Bruders Caspar Moosbrugger den Gnädigen Herren zu teuer. 50 Jahre später, um 1760, erhielt in einem neuen Vorstoss der noch immer in vorarlbergischen Formen bauende Innerschweizer Jakob Singer den Auftrag für ein neues Projekt, das jedoch Turm und Chor der alten Kirche beibehalten sollte. Da schon damals in Solothurn alle Diskussionen aufs politische Geleise geschoben wurden, bekämpfte die französische Partei dieses Projekt und erzwang eine Expertise durch den Berner Bauinspektor Erasmus Ritter. Doch kaum war dessen Projekt in Angriff genommen worden, als auch Ritters Talent in Zweifel gezogen und durch

einen herbeigerufenen neuen Experten, den berühmten Architekten Gaetano Matteo Pisoni aus Ascona, unter die Lupe genommen wurde. Tatsächlich bekam nach diesem langen Seilziehen (das wohl eher eine Kraftprobe der den verschiedenen Herrschern verpflichteten Parteien darstellte als ein Streitgespräch um Stil und Geschmäcker) Pisoni den Auftrag zum Neubau. Er, der nicht mehr Rücksicht nehmen musste auf den alten Wendelstein, weil er beim Abbruch der Kirche freundlicherweise von selber eingestürzt war, konzipierte eine ganz neue Kirche weder nach vorarlbergischer noch nach französischer Schule und stellte sie in die Achse der Hauptgasse. Die in den Jahren 1763 bis 1772 erbaute heutige Kathedrale ist stilgeschichtlich gar nicht so leicht erfassbar. Pisoni, der sich lange in Rom aufhielt und auch vom Papste ausgezeichnet wurde, hatte ganz Europa bereist und die vielen regionalen Verschiedenheiten des Barockstils kennengelernt. Mit seinem scharfen Verstand und einem sichern Geschmack gelang es ihm, sozusagen auf der Grundlage des römischen Frühbarock ein spätbarockes Bauwerk zu schaffen, aber im klassizistischen Geist. Einfacher gesagt, er zog mit diesem Bau am Vorabend des Klassizismus sozusagen die Bilanz der Barockarchitektur. Manche nationalen Eigenheiten des Barock wusste er zu einem organischen Bauwerk zu verschmelzen, welches die letzte ganz grosse Bauschöpfung auf dem Gebiet der Schweiz werden sollte. Der eine ausgeführte Turm weist noch die Silhouette des Rokoko auf, wie überhaupt die kubischen Formen noch dem Barock verpflichtet sind. Im Innern aber herrscht strenger, fast nüchterner Klassizismus, und die Kühle des Raumes wird nur wenig aufgelockert durch die Farbe der Altäre und der wenigen Malereien. Die Hauptleistung Pisonis scheint mir aber darin zu liegen, dass er mit sicherem Instinkt die Hauptgasse durch die von Brunnen flankierte Monumentaltreppe und die grossartig einfache Fassade abschloss. Die Kirche

führt also, obwohl nach Plan und Stil ein Fremdkörper, kein Eigenleben ausserhalb der lebendigen Stadt, sondern sie wurde, wie 80 Jahre früher, die Kirche der Jesuiten, harmonisch in das Strassenbild und damit in den Organismus der kleinen Stadt eingefügt. Ja, Sankt Ursen wurde zum eigentlichen Wahrzeichen Solothurns und besass durchaus die Würde, zum Sitz des Bischofs von Basel auserkoren zu werden.

Neben dem Planer Gaetano Matteo Pisoni und seinem Neffen Paolo Antonio, welcher grösstenteils die Bauleitung inne hatte und auch nach der Vollendung des Werkes in Solothurn blieb, verdient der Schöpfer der zahlreichen Statuen auf den Brunnen, auf der Attika und innen auf den Beichtstühlen und am Hochaltar, erwähnt zu werden. Es ist der Klosterbildhauer Johann Baptist Babel aus Einsiedeln, der 1774/75 in rascher Folge die 20 Statuen aus Neuenburgerstein und Stuckmarmor schuf.

Paolo Antonio Pisoni versah bis an sein Lebensende das Amt eines Bauinspektors und plante in dieser Eigenschaft eine ganze Reihe hervorragender Profanbauten. Von ihm stammt aber auch die neue St.-Katharinen-Kapelle beim Pfrundhaus, deren italienische Fassade von weitem auffällt, wenn man sich auf der Strasse Solothurn nähert, und deren Inneres erstaunlich monumental wirkt. Sie enthält übrigens einen Altar aus der alten St.-Ursenkirche im Stil des Hochbarock von Caspar Teufel aus Sursee.

Unter den Privatkapellen erwähnen wir jene des Schlosses Steinbrugg, ebenfalls an der Baselstrasse, mit hervorragenden illusionistischen Malereien, und die Kapelle bei der «Weissen Laus» an der alten Bernstrasse, mit einer Kopie des Einsiedler Gnadenbildes inmitten rieselnder Rokoko-Stukkaturen.

Im 19. Jahrhundert wurde es still um die Kirchenbauten, und wir sind heute froh darüber. In der Architektur so wie in allen Belangen der religiösen Kunst musste das 19. Jahrhundert



nach einem Ausspruch Jakob Burckhardts das Pensum früherer Jahrhunderte nochmals aufzusagen. Es wäre also anstelle der alten Kirchen und Kapellen im Sinne der Kunstdenkmäler nichts Ebenbürtiges entstanden, aber wertvolles Kulturgut wäre verloren gegangen.

Die heutige Situation ist anders: wir haben den kulturellen und künstlerischen Wert der Kirchen und Kapellen erkannt und versuchen bei Restaurierungen den alten Glanz und die alte Würde wiederherzustellen und lassen uns das auch etwas kosten. So sind nacheinander die Kirchen zu St. Ursen, Kapuzinern und, seit dem Krieg, die Jesuitenkirche, die Loreto-Kapelle und die Spitalkirche restauriert worden, die weil eine Wiederherstellung der Kapellen St. Peter, Dreibeinskreuz, das Visitantenkloster und die Einsiedelei in Vorarbeitung ist. Dass in dieser Zeit des hektischen Baubetriebs viele wertvolle Kunstdenkmäler der Bauspekulation zum Opfer fallen, ist tief bedauerlich, aber irgendwie verständlich. Dass man jedoch ein ganzes Kloster zerstört, wie es jetzt mit St. Josef geschehen soll, müsste meiner Meinung nach auf allen Lasten, welche ein kulturelles Gewissen haben.

Erfreulicher in der Gesinnung und als Zeugnis der heutigen kirchlichen Kunst dünkt mich die neue *Weststadtkirche* von Architekt Schütz, ein klar gegliederter Eisenbetonbau im Stil der Perret und mit der grandiosen Glaswand im Westen, vom Basler Hans Stocker. Auf dieser transluziden Chorwand, mit einem Marienleben, festgelegt in den Bildformen des Rosenkranzes, erscheint in der Mitte blutigrot der Schmerzensmann: Ecco Homo. Die Farben gehen über von warmen zu kalten, von trüben zu klaren, von dunklen zu hellen Tönen. Dieses grandiose, leuchtende Gemälde scheint mir nicht nur eine legitime Selbstdarstellung der Gegenwart, sondern jedem gläubigen Menschen ein Kompass für die Zukunft zu sein.

Dr. G. Loertscher

Bildlegenden:

1 Die Kirche des Kapuzinerklosters (1593 und 1629)

2 Die St.-Peterskapelle am Klosterplatz, neu erbaut 1654

3 Jesuitenkirche
Blick auf Kanzel und Seitenaltäre

4 Inneres der Spitalkirche von 1736, mit Altären von Josef Füg.
Neu aufgestellt die Kreuztragungsgruppe von Hans Tussmann, 1461